

Barbara Felsmann / Annett Gröschner (Hg.)

**DURCHGANGSZIMMER
PRENZLAUER BERG**

Eine Berliner Künstlersozialgeschichte
in Selbstauskünften

Lukas Verlag

Umschlagfotos:

vorn: Marienburger Straße, Frühjahr 1984 (Frank Böttcher)

hinten: Straßenschild in Berlin-Buchholz, 1999 (Annett Gröschner)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Durchgangszimmer Prenzlauer Berg : eine Berliner
Künstlersozialgeschichte in Selbstauskünften / Barbara Felsmann/
Annett Gröschner (Hg.). – Berlin : Lukas Verl., 1999
ISBN 3-931836-11-8

© by Lukas Verlag

Erstausgabe, 1. Auflage 1999

Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte

Kollwitzstr. 57

D-10405 Berlin

<http://www.lukasverlag.com>

Umschlag und Satz: Verlag

Druck und Bindung: Druckkollektiv GmbH, Gießen

Gedruckt auf umweltverträglich hergestelltem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 3-931836-11-8

Inhalt

FRANK BÖTTCHER: Einleitung	7
MARIO ACHSNICK: Wenn mich was hemmt, dann nur in mir selbst	20
TINA BARA: Vielleicht hat die unscharfe Erinnerung auch etwas mit meinem Leben zu tun	43
PETER BRASCH: Die DDR war eine Diktatur, und was wir jetzt haben, ist eine Demokatur	63
LOTHAR FEIX: Irgendeine Meise muß man ja haben	75
JÖRG FOTH: Meine Töchter hatten hier ihren Mittelpunkt, aber jetzt ist es vorbei	92
KLAUS GENDREIZIG: Fünfunddreißig Jahre in derselben Straße	113
SERGEJ GLADKICH: Die Szene waren immer Leute, die jemanden kannten, der jemanden kannte, der ...	134
GERHARD HILLICH: Früher habe ich den Studenten beim Aktzeichnen die Hand geführt	149
BERND HOLTFRETER: Die ganze Oderberger in einem Hochhaus der Michelangelostraße	163
BURKHARD KLEINERT: Unser Zirkel hat immer auf die Reform der DDR gesetzt	181
RUTH KOTHE: Ich mußte lernen, mich in Toleranz zu üben	200
WOLFGANG KRAUSE: Wir waren irgendwie so fröhliche Außenseiter	219
GÜNTER LINDNER: Wir wußten, daß wir etwas ziemlich Exotisches machen	240
WILFRIEDE MAASS: Ich habe immer nur gearbeitet	259
GRISCHA MEYER: Ich war nie bei einer Lesung in der Schönfließer Straße	290
BERT PAPENFUSS: Prenzlauer Berg garantiert mir ein Maß an Unzufriedenheit, das ich brauche	316

RICHARD PIETRASS: Ich pendelte zwischen den Welten	341
ULRIKE POPPE: Es blieb wenig Zeit für uns selbst	360
PETRA SCHRAMM: Ich habe nicht mehr dieses flattrige Gefühl, nach außen rennen zu müssen	382
FRANKA SILBERSTEIN: Das Leben ist ein Netz, an dem man ewig knüpft	397
HEINER SYLVESTER: Verlängerte Kinderspiele, die nicht enden wollten	422
PETER WAWERZINEK: Ich habe im Prenzlauer Berg gelebt, aber ich war nicht eingemeindet	442
ULRICH WÜST: Ich würde immer noch nicht sagen, daß ich Berliner bin	470
ELKE ERB / BRIGITTE STRUZYK: Es war niemals so, daß wir zwei kunstbesessene Damen dargestellt hätten	489
BARBARA FELSMANN / ANNETT GRÖSCHNER: Irgendwie ist eine Zeit der Besinnung gekommen	527

Einleitung

Reisebusse aus Lörrach zwingen sich durch die enge Husemannstraße, japanische Touristen blitzen in Parterrewohnungen. Mütter fahren mit dem Taxi vor, um ihre Kinder auf dem Kollwitzplatz spielen zu lassen. Neohippies aus aller Welt erweitern trommelnd ihr Bewußtsein, während der Verleger am Sonntagnachmittag arbeitet (was sonst). Darauf angesprochen, daß sie mein Bewußtsein eher zudröhnen, argumentieren sie mit Urbanität und Toleranz und Spießertum. Die Kinder des 1. Mai – auch sie zumeist aus Lörrach – spielen Revolte und klauen Fahrräder und Computer in der Kastanienallee. Aufgeschlossene Lehrerehepaare im altachtundsechziger Outfit geraten vor dem Charme ruinöser Fassaden und Hinterhöfe ins Schwärmen; die weniger aufgeschlossenen finden die bereits sanierten Häuser schon recht ordentlich. Individualisten ohne Zahl stellen sich und ihre Langeweile in schicken, professionell geführten »Szenekneipen« aus, um einen Abend lang gleichermaßen Ursprünglichkeit und Morbidität zu verspüren. Amerikanische Kunststudenten und romantische Steglitzer Rechtsanwälte suchen nur hier eine Wohnung. Kreuzberg ist out. Den »Kolle« kennen alle. Von Käthe Kollwitz hat der eine oder die andere, von Karl Kollwitz niemand gehört. Etwas bekannter ist der Name Sascha Anderson – da war doch was. Wenn ich um den Block gehe, grüße ich demonstrativ freundlich alle Gesichter, die ich länger als zehn Jahre kenne. (Das sind noch immer erstaunlich viele.) Seit geraumer Zeit gehe ich gern wieder in die eine Kneipe, wo es seit drei Generationen hervorragenden Kartoffelsalat gibt und am Wochenende noch leerer als sonst ist, weil die Stammgäste ins Grüne gefahren sind. Um welche Kneipe es sich handelt, verrate ich nicht.

So lauten die Klischees, so erlebe ich die Wirklichkeit.

An der Verklärung und mithin Zerstörung von Prenzlauer Berg stricken die Medien seit Jahren mit. Gleichgültig kauen sie einen Mythos wieder, der zwischen Berliner Arbeiterbezirk, Zen-

trum der sanften Revolution 1989, Randalekiez, Bermudadreieck (wegen des Abstürzens in den vielen Kneipen) und immer wieder Berliner Montmartre oder Hort der unangepaßten jungen Dichterschwankt. Neuerdings kursiert die Meldung, Familien mit Kindern und Arbeitslose würden von den besserverdienenden Singles in die Wüste von Hellersdorf verdrängt. Fast beruhigt es mich da, daß der Stadtbezirk P.B. in der Berliner Sozialstatistik nach wie vor ziemlich weit hinten liegt – Hellersdorf liegt weit vorn –, und es freut mich sowieso für sie, daß die besserverdienende Familie N. neulich ein drittes Kind bekam. Allerdings beobachte auch ich, daß es auf der Straße keine Alten mehr gibt. Sie wurden hinter ihre Gardinen gedrängt von der flottierenden Übermacht schöner junger Singles oder für einen Pappenstiel aus ihren Wohnungen herausgekauft von Vermietern, denen sanierte Häuser und neu-abgeschlossene Mietverträge eine höhere Rendite bringen. Die Mieter meines eigenen Hauses hingegen haben sich zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen und es vom Rückübertragungsanspruchsberechtigten zu einem moderaten Preis gekauft. Vielleicht gelingt es uns, einst das letzte freie gallische Dorf am Kollwitzplatz zu sein. Viele Klischees haben ihren wahren Kern, aber nie ist er so griffig, wie Touristen und Journalisten ihn gern hätten.

Prenzlauer Berg ist out. Die Revolutionäre von einst aus Hagen und Frankfurt am Main haben es offenbar nicht ertragen können, daß sie den Ruhm des »alternativen« Lebens, den sie in besseren Tagen begründeten, künftig würden teilen müssen mit vielen Tausenden im Osten. Drum waren sie überglücklich, als endlich Sascha Andersons Schizophrenie aktenkundig ward, und benutzten mit Macht ihre Macht in den Feuilletons, um dort zu verkünden, die Szene des Prenzlauer Berg sei tot. Diejenigen, die früher »Keine Macht für niemand« skandierten, speisen heute elsässisch am Kollwitzplatz. Diejenigen dagegen, die sie früher als »DDR-Underground« feierten und heute verachten, sind wieder untergetaucht in die Welt der eigenen vier Wände oder des *Siemecks*. Widerstand hat viele Namen und Gesichter. Wenn er sich zum

Sieger der Geschichte erklärt, gerät er zur Farce. Prenzlauer Berg: eine neue Nischengesellschaft, aber die Nischen sind so fein verteilt, daß kaum jemand sie mehr wahrnimmt.

Bücher über den Stadtbezirk gibt es inzwischen eine Menge, die meisten taugen naturgemäß nicht viel. Unter den wenigen, wo nichts wiedergekaut wird, stehen natürlich Adolf Endlers poetisch und politisch authentische »Tarzan«-Aufzeichnungen an erster Stelle (Reclam Leipzig). Unter den Sachbüchern bzw. Bildbänden insbesondere zur Baugeschichte bleibt der so gründliche wie wunderschöne Gesamtabriß von Alexander Haeder und Ulrich Wüst unerreicht (edition q). Im letzten Jahr erschien ein vom Kulturamt herausgegebener Band mit aufregend unspektakulären Fotografien – häufig von Amateuren – des Alltags zwischen 1949 und 1990 (städtebilder fotoarchiv & verlag). Schon in den achtziger Jahren veröffentlichte Irina Liebmann Gesprächsprotokolle quer durch ein damals beliebiges »Berliner Mietshaus« (Fischer). Ihnen allen fühlt sich das vorliegende Buch in irgendeiner Weise verwandt und will doch etwas anderes, etwas, was so überhaupt noch nicht versucht wurde, jedenfalls nicht an diesem Ort, nämlich ein Bericht über die Stinknormalität von dennoch besonderem Leben, das dann Jahre später zum Mythos gerann und heute fast völlig von ihm zugedeckt wird.

Was war der Prenzlauer Berg, bevor er zum »Prenzlberg« verhunzt wurde? (Eine Wortschöpfung übrigens, die vermutlich auf forsche FDJ-Kader zurückgeht und heute mit Vorliebe von besonders einfühlsam sein wollenden CDU-Politikern oder besonders kenntnisreich sein wollenden Jungrevolutionären benutzt wird.) Was war der Prenzlauer Berg, als die Husemannstraße noch weder ein Disneyland von Honeckers Gnaden noch ein ausgelatschter Touristenpfad war? Als die vielleicht vierzigjährige Schwerstalkoholikerin und Studiojazzbackgroundsängerin, die nächstens auf der Straße meinen Freund André Nickl und mich angesprochen und angefleht hatte, in ihre Hochparterreein-

zimmeraußenklowohnung mitzukommen, um uns dort bis zum frühen Morgen in konfusen Sätzen ihr kaputtes Leben zwischen Bühne, Männern und Flaschen, zwischen dem *Griesinger* und der Husemannritze erzählen zu können? – Die Antwort ist einfach: Damals war Prenzlauer Berg ein Ostberliner Innenstadtbezirk wie fast jeder andere auch. Und inmitten seiner so grauenvollen wie wunderbaren Alltäglichkeit fand nebenbei eine ganze Menge spannenden Lebens statt. Es gab kommunistische Rentner, die besoffen sich nach wie vor in anderen Kneipen als ihr Nachbar, der seinerzeit Blockwart war. Es gab kinderreiche Familien in Zweiraumwohnungen und traurige alte Schwule, die es von sich nicht wußten. Es gab Schwulencafés. Es gab Frauen, die stürzten sich aus dem Fenster (Seitenflügel rechts, drei Treppen) und hatten rosa Schlüpfers an, als sie tot auf dem Hof lagen. Es gab studierte Hausmeister, Punkkonzerte auf Dachböden oder in Hausfluren, christliche Hauskonzerte, Parteisekretäre im Widerstand, spitzelnde Dichter, Familien mit vier Kindern, wilde Gelage in den Ateliers von meist melancholischen Malern, ja es gab sogar noch Pferdefuhrwerke. Es gab eine proppevolle Kneipe, das große Bier kostete neunzig Pfennig, dort wurde man von der Kellnerin rausgeschmissen, falls das Glas nicht leer war, wenn sie das nächste brachte. Es gab zu wenig Kneipen. Ging abends bei Festen das Bier aus, holte man sich mit einem Wassereimer aus der nächsten Kneipe neues. Es gab Hausbuchverantwortliche. Es gab die Mauer, es gab den Westen, und mancher konnte nicht einmal nach Prag, weil sie ihm den Personalausweis weggenommen und dafür einen PM12 gegeben hatten. Die S-Bahn nach Pankow raste durchs Sperrgebiet. Was es kaum gab, waren Telefone. Um trotzdem zueinander zu finden, schickte man sich Telegramme für 2,25 Mark das Stück oder hinterließ Nachrichten auf den Zetteln, die jeder Bewohner eigens zu diesem Zwecke an seiner Tür angebracht hatte.

Es gab viele Wohnungen, die standen leer, weil sie nahezu unbewohnbar waren, die Vormieter in den Westen oder in die Neubauviertel gezogen waren, Berlinverbot hatten, im Knast

saßen. Es gab besetzte Wohnungen. Es gab eine Zeit, in der gehörte es für uns zum guten Ton, seine Bleibe »inoffiziell« in Beschlag zu nehmen und sie zumindest eine Zeitlang in diesem Status zu belassen, freilich um sie irgendwann doch »legalisieren« zu lassen. Das funktionierte in der Regel so, daß man sich bei einem/einer Bekannten zur Untermiete anmeldete, um derart ein Anrecht auf die Vergabeliste zu erhalten (drei Jahre Wartezeit, falls man ein blöder braver Bürger war), und sich nun um die Zuweisung für diejenige Wohnung bemühen konnte, in der man längst hauste. Dieses Muster funktionierte fast immer, sofern man irgendeine Arbeit nachweisen konnte; Studenten hatten es schwerer, denn die sollten sich in Berlin nicht festsetzen, sondern nach dem Diplom drei Pflichtjahre in der Provinz ableisten. Eine andere gebräuchliche Variante war die stille Weitergabe von Wohnungen, die ein Vormieter aufgegeben hatte, ohne sich abzumelden.

Mein Freund André, Innenraumgestalter und Fotograf, derjenige, der Tina Bara das Filmentwickeln beibrachte, lebte in einem Haus, wo der Seitenflügel und das Hinterhaus fast gänzlich besetzt waren; einzig ein paar sehr alte, sehr proletarische Menschen hatten es nicht geschafft oder gewollt, ihren Kindern an die Peripherie zu folgen. Meine damalige Freundin »besaß« eine Einzimmerwohnung im Seitenflügel vier Treppen links und eine halbe gegenüber. Im Krieg hatte eine Bombe das Vorderhaus weggerissen und den Hof hell und freundlich gemacht; übriggeblieben war vom Vorderhaus lediglich jener Trakt aus ehemaliger Kammer und Klo, den Josephin nun mitnutzte. Zum Pinkeln und Schlafen gingen wir über'n Flur nach nebenan. Vor unserer Zeit waren die insgesamt vielleicht 25 Quadratmeter an einen einsamen Herren vermietet gewesen.

Einmal brach ich eine Wohnung auf, die erwies sich als eine konspirative. Ein anderes Mal baute ich in die Tür eines restlos heruntergekommenen Domizils ein neues Schloß ein und pinnte meinen Namen an – und fand einige Zeit später, nachdem ich bereits begonnen hatte, die Räume zu entrümpeln, eine wütende

Nachricht vor, dies sei seit Jahren eine FDJ-Ausbauwohnung und ich möge mich schleunigst vom Acker machen. Erfolg hatte ich schließlich in einem Loch, das stand seit über fünf Jahren leer – exakt seit dem Tag, als der Vormieter am Suff gestorben war. Man hatte die Leiche vierzehn Tage nach Eintreten des Todes abgeholt, die Wohnung indes unberührt gelassen. Ich entsorgte den Müll: Schnapsflaschen, Unterhosen, Bettzeug, ein zerschlissenes Sofa, überstrich die Tapete, wischte den Boden mit Wofasept und blieb dort zwei Jahre bis zur Reko, eines davon illegal. Meine Nachbarn, ein Ehepaar, das seit fast fünfzig Jahren in ihrer Einraumwohnung lebte, waren erfreut, daß nebenan endlich wieder geheizt wurde, in der Küche übrigens mittels der alten Kochmaschine oder, was einfacher war, mittels der Backröhre des Gasherds. Ich war dabei, als seine Frau starb, und füllte Herrn Ballack noch Jahre nach meinem Wegziehen alle vier Wochen die Rentenformulare aus. Er verstand sich nur aufs Ausfüllen von Wettscheinen für die Pferderennen in Karlshorst. Das Klo eine Treppe tiefer teilten wir uns noch mit einem drei Zentner schweren Schalterbeamten der Post. Die Nachbarin zum Seitenflügel arbeitete Schicht und hämmerte in ihrer Not gegen die Wand ihres Berliner Zimmers, wenn ich auf der Schreibmaschine diplomierte. Legalisieren ließ ich diese Wohnung, nachdem abends halb zehn unter einem absurdem Vorwand zwei Volkspolizisten und zwei Herren in Zivil bei mir vorgespochen und letztere sich als Mitarbeiter des Wohnungsamts ausgegeben hatten, so daß ich die Flucht nach vorn antrat. Als ich mich auf dem Amt meldete, wußten die Damen von nichts; ich hatte mich von der Stasi ins Bockshorn jagen und wunschgemäß verunsichern lassen.

Wir lebten in besetzten Häusern und verstanden nicht, weshalb in Kreuzberg solch ein Trara mit Transparenten und Demonstrationen darum gemacht wurde. Das Besetzen hatte hier weniger eine politische Dimension, sondern man benötigte den Raum, um sich von den Eltern abnabeln, die unglücklichen Lieben beweinen und seinen künstlerösen Ambitionen nachgehen zu können. Da wir nichts besaßen, was anderen von Wert sein konnte, und

unseren antiken Hausrat zumeist aus den Sperrmüllcontainern besorgten, hatten wir unabgeschlossene Türen mit der Klinke nach außen, damit die Freunde nicht anklopfen mußten. Wir radelten regelmäßig die Container ab und präsentierten uns gegenseitig stolz die Trophäen.

Im Sommer flohen wir aus der Stadt. Wir verbrachten Wochen bei webenden, töpfernden, malenden, später auch fastenden Freunden in der Uckermark, in der Prignitz, in Mecklenburg, in den Dünen von Hiddensee. Nur einige der Älteren unter uns besaßen einen Trabant Kombi, wir anderen fuhren Rad oder trampeten. Wenn ich fand, ich müsse mich neu verlieben, und das war häufiger der Fall, trampete ich nach Heiligendamm, wo es eine Fachschule für Gestaltung, prima Feste und prima Frauen gab.

In den Westen kam man nur, wenn man ausreiste. Für Ungarn, Rumänien und Bulgarien benötigte man ein Visum, das man Wochen vorher beantragen mußte; mancher bekam es nicht oder wurde an der Grenze zurückgeschickt. Polen war in den achtziger Jahren mehr oder weniger dicht, denn dort gab es Manifeste, die ich 1978/79 als Abiturient heimlich mit Durchschlag abgetippt hatte. Und dennoch schaffte ich es, im Sommer 1983 erst quer durch Polen, wo soeben der Kriegszustand aufgehoben worden war, zu trampeten und dann von Lwow über Rostow nach Grosny und weiter in die tschetschenischen Berge und über den Kaukasus nach Georgien und zurück über Moldawien nach Rumänien. Das war illegal, aber den Trick mit dem Transitvisum kannten und nutzten jährlich Tausende. Die Georgienreisenden erkannten sich hinterher in Berlin an den grauen swanetischen Kappen, die sie bei jeder Gelegenheit trugen. Auf dem Elbrus lernte ich den Theologiestudenten Thomas Krüger, der heute keinen Bart mehr trägt und ein netter Politiker ist, kennen und debattierte mit ihm über seine These, daß Achtung vor fremden Kulturen bedeuten würde, *nicht* dorthin zu reisen.

Das sind alles so Geschichten, die erzählen sich gut. So gut wie jeder, mit dem ich damals zu tun hatte, kann Dutzende berichten. Viele davon waren längst nicht so lustig, wie sie heute klingen.

Begegnungen mit der Stasi waren überhaupt nicht lustig, ich jedenfalls hatte Angst. Mein Studium, später meine Promotion waren mir wichtig. Es war auch nicht lustig, wenn im Winter wochenlang der Abfluß zugefroren war. Und am wenigsten lustig war, daß einer nach dem anderen im Westen verschwand. Die beinahe allnächtlichen Orgien des Liedermachers T., der systematisch sein ehemals beträchtliches Vermögen und seinen Lada zum allgemeinen Versaufen zur Verfügung stellte, weil er im Westen eh nichts damit anfangen konnte, waren so exzessiv wie verzweifelt. Das Schlimmste war, daß diejenigen, die weg wollten, schon weg waren, wenn sie noch hier waren. Fast jeder wollte weg, aber nicht alle gingen.

Viele meiner eigenen Geschichten handelten gar nicht in P.B., sondern in Friedrichshain, wo ich damals wohnte, manche auch in der prolligen Lichtenberger Gegend hinterm Ostkreuz, die zuletzt eher durch Skins denn durch Künstler und Bürgerrechtler in die Schlagzeilen kam. Daß das, was heute mit P.B. oft synonym gesetzt wird, keineswegs auf diesen beschränkt gewesen war, wurde uns – Annett, Barbara und mir – spätestens in dem Augenblick klar, als wir uns über potentielle Interviewpartner verständigten: Der Kunsthistoriker Christoph Tannert (der »große« Tannert) beispielsweise lebte und lebt in Friedrichshain, der »kleine« Christoph Tannert hatte und hat seinen Buchladen in Karlshorst, und Grischa Meyer berichtet, daß die wichtigeren Gespräche und Besäufnisse und Veranstaltungen lange Zeit in Mitte stattfanden, ehe sich die Szene(n) auf dem Berg selbst genügte(n).

Das, was heute unter »Prenzlauer Berg« firmiert, wirkt merkwürdig ahistorisch – trotz der überwiegend hundertjährigen Bau-substanz. Vor der Sanierungswut der Investoren und dem flotten Hedonismus der Kneipengäste ist sie bloß ein Abziehbild, das immer mehr vergilbt, je schicker die Fassaden verputzt werden. Kaum noch gibt es Häuser, wo man beispielsweise die Kriegsspuren des Häuserkampfes von 1945 entdecken kann. Systematisch wird »verdichtet«, wo einst Bomben ein paar Lücken geris-

sen hatten. (Längst hatte man die Lücken nicht mehr als Wunden, sondern als Refugien empfunden.) Andererseits *hat* Prenzlauer Berg eine Geschichte. Ich selbst kenne ihn seit knapp zwei Jahrzehnten und weiß deshalb, daß es hier ein Leben vor *Pasternak* und *CinemaxX* gegeben hat. Und ich weiß, daß es hier auch ein Leben gab, lange bevor ich ihn kennenlernte. Die ältesten Erinnerungen, die in diesem Buch vorkommen, reichen rund vierzig Jahre zurück. Annett Gröschner hat anderswo noch weiter zurückgefragt, so in Thorsten Metelkas KONTEXTverlag, wo sie Berliner Schulaufsätze von 1946 veröffentlichte, oder in ihren wunderbaren Interviews alter Frauen, die zuerst im SKLAVEN erschienen, ehe dort der – kürzlich mangels Abonnenten bzw. mangels Geld gescheiterte – AUFSTAND stattfand (jetzt auch bei Rowohlt Taschenbuch unterm Titel »Jeder hat sein Stück Berlin gekriegt«). Um mehr von der Atmosphäre aus jener Zeit, die für uns eine diffuse Vorzeit darstellt, in unser Buch zu bekommen, hatten wir die Idee, Manfred Krug zu befragen, der eine Zeitlang mit Jurek Becker in der Cantianstraße gelebt hatte. Er faxte uns eine so lakonische wie freundliche Absage, in der er dennoch viel von der damaligen Atmosphäre mitteilte, so daß sie hier zitiert sei: »Vom Prenzlauer Berg habe ich wirklich nicht die geringste Ahnung. Wir wohnten dort, weil mir ein Laden zugewiesen wurde, den man zur Wohnung ausbauen durfte. Hätte es den woanders gegeben, wäre ich eben dorthin gezogen. Es gab nichts in der Gegend, was uns Heimat hätte sein können, nicht mal eine Kneipe. Das Anheimelndste war noch die Straßenbahn. Sie werden verstehen, daß es mir nach 35 Jahren zu anstrengend wäre, dem Reiz nachzuspüren, von dem dieser Stadtteil möglicherweise schon damals durchflutet war, ohne daß es uns aufgefallen wäre. Deshalb rechnen Sie mir die Absage nicht als Hochmut an ...« – Eben: Es gab damals nichts in der Gegend, was sie prädestiniert hätte, von Künstlern und Intellektuellen bevorzugt zu werden. Und eine weitere Erkenntnis über den Wandel der Zeiten ist Krugs knappem Schreiben zu entnehmen: Heutzutage werden nicht Läden zu Wohnungen, sondern Wohnungen zu Läden, Kneipen und Büros ausgebaut.

Um der vergangenen Wirklichkeit – oder zumindest einem bestimmten wichtigen Ausschnitt daraus – wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, haben Barbara Felsmann und Annett Gröschner 1997 und 1998 viele stundenlange Gespräche mit Menschen geführt, die in den sechziger, siebziger oder achtziger Jahren hier lebten und alle mehr oder weniger mit »Kultur« zu tun hatten. Insofern ist es richtig, wenn wir im Untertitel des Buches von einer »Künstlersozialgeschichte« sprechen. Trotzdem mag das für den einen oder anderen irreführend scheinen: Nicht jeder der Interviewten ist oder war professioneller Künstler. Da aber damals Kunst, Leben, Politik (und nicht zuletzt die Liebe) einander weit stärker durchdrangen, als es heute üblich ist, geht der Titel doch in Ordnung. Die Wohnung etwa von Poppes war nicht nur ein Ort politischen Widerstandes, sondern gleichermaßen und mitunter gleichzeitig ein Ort geradezu legendär gewordener literarischer Lesungen. Eine derartige Vermischung fand – freilich auf ganz andere Art – auch in der Wohnung bzw. Werkstatt von Wilfriede Maaß statt. Für Politik in der Kunst sorgte auf vertrackte Weise nicht allein die Präsenz des Spitzels Sascha Anderson, politisch war auch die dort praktizierte Kunst, die sich politischer Botschaften bewußt enthielt.

Lange haben wir diskutiert, ob wir in einem Glossar oder in Fußnoten bestimmte Begriffe oder Abkürzungen erläutern sollten, die für sozusagen orts- oder zeitunkundige Leser naturgemäß kryptisch bleiben müssen: POS, LSD-Viertel, KWV, BAT, Militärpolitisches Kabinett, *Fengler*, *Espresso*, Kreisleitung. Am Ende entschieden wir uns dafür, sie in all ihrer – je nach biographischem Hintergrund des Lesers – Vertrautheit oder Fremdheit nackt stehen zu lassen. Wichtiger als eine »wissenschaftliche« war uns atmosphärische Genauigkeit, die aber kommt auch ohne Apparat aus.

Dies ist kein Buch, wo einer wie auch immer erinnerten Vergangenheit nachgeweint wird. Ebensowenig ist es ein Buch von Abrechnungen und Schlußstrichen. Ein Resümee zu ziehen wird

nicht einmal versucht. Die erzählten Geschichten stehen für sich allein, auch wo sie sich mitunter überlagern oder ergänzen. Wenn sie erzählt und aufgeschrieben und veröffentlicht werden, was werden sie zur Folge haben? Aufklärung über die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit von biographischen Abschnitten, denen gerade Außenstehende so gern einen gemeinsamen Nenner unterstellen? Oder doch wieder nur eine neuerliche Verfestigung der alten Klischees? – Aber unabhängig davon, welche Resonanz das Buch haben wird, war es für die meisten daran Beteiligten auf jeden Fall spannend, sich während seiner Entstehung an die alten Zeiten zu erinnern und diese Erinnerungen wechselseitig auszutauschen und zu überprüfen. Oft verspürten die Befragten zunächst wenig Lust, die ollen Kamellen aufzuwärmen, um dann aber geradezu aufgeregt diese wiederzuentdecken und mitzuteilen und zu präzisieren. Merkwürdigerweise bot – wir waren schon mitten bei der Arbeit – ausgerechnet die etwas zwielichtige, von manchen rigide abgelehnte Ausstellung »Diktatur und Boheme« im Deutschen Historischen Museum den letzten Anlaß, in der eigenen Vergangenheit zu kramen: Der musealen Ungenauigkeit infolge fremder Auswahlkriterien und pauschalisierender Interpretationen wurde nun mit der Authentizität eigener Erfahrungen zu begegnen versucht.

Gern hätten wir noch mehr Interviews geführt und in den Band aufgenommen. So sind wir uns bewußt, daß vor allem die bildenden Künstler zu knapp weggekommen sind, zumal es Leute wie Harald Metzkes, Lothar Böhme, Konrad Knebel, Sabina Grzimek, Wieland Förster oder Reinhard Zabka waren, die sich den Stadtbezirk schon viel früher als manch andere zum Lebens- und Arbeitsmittelpunkt erkoren hatten. (Ein bißchen plauderte Lothar Lang in seinem Buch mit dem unglücklichen Titel »Berliner Montmartre« über sie.) Einer von denen, die ganz oben auf unserer Liste standen, war Hans Scheib, doch am Ende mußten wir feststellen, daß ihn zu interviewen schlicht vergessen worden war; da war das Buch schon 500 Seiten stark. Harald Metzkes hatte leider keine Interesse, ein für ihn abgeschlossenes Thema

noch einmal aufzuwärmen, und Sabina Grzimek antwortete nicht auf unser Anschreiben. Vielleicht wird es später einen zweiten Band mit anderen Erinnerungen geben? Karla Woisnitza zog ihren fast fertig bearbeiteten Text zurück, weil sie fand, er sei am Ende doch zu ungenau. Auch Sabine Herrmann mochte das, was sie ins Mikrofon gesprochen hatte, am Ende nicht gedruckt sehen, jedoch aus entgegengesetztem Grund: gerade weil ihr Erinnern äußerst präzise war. Ihre Furcht ist letztlich nicht vom Tisch zu wischen: eine allzu große Offenheit sei für Künstler aus dem Osten, die endlich dabei sind, sich im Westen »normal« – also ohne Exotenbonus – auf dem Markt zu etablieren, zehn Jahre nach der Wende noch immer geschäftsschädigend. Allgemein kommt wohl hinzu, daß bildenden Künstlern die gesprochene oder geschriebene Sprache naturgemäß meist fremder ist als beispielsweise Dichtern oder Politikern. Aber daß einige ein derart geringes Vertrauen ins Wort haben – und es zugleich voller Ehrfurcht offenbar überschätzen –, damit hatten wir doch nicht gerechnet. Das Fehlen der Geschichten von Karla und Sabine ist und bleibt schade, zumal sich dadurch auch das Verhältnis Frau–Mann arg gegen Mann verschiebt, was wir eigentlich vermeiden wollten. Da wir andererseits ohnehin kein vollständiges, kein abschließendes Bild zeichnen wollten bzw. konnten und das Buch immer dicker geriet, je länger wir an ihm arbeiteten, haben wir uns nach 23 Monologen und zwei Dialogen entschlossen, einen vorläufigen (?) Punkt zu setzen.

Andrea Gärtner und Ruth Kothe vom Kulturamt Prenzlauer Berg betrachteten das Projekt, das sich als viel komplexer und daher zeitaufwendiger erwies als ursprünglich gedacht, schon frühzeitig mit Interesse und unterstützten kontinuierlich dessen Gelingen. Auch Bernt Roder vom Prenzlauer Berg Museum zeigte sich engagiert. Den Titelbegriff »Durchgangszimmer« verdanken wir einer treffenden Bemerkung Peter Wawerzineks. Ich bedanke mich ferner bei Gustav Falke für die vielen Fragen aus den Hamburger Elbvororten. Tobias Wangermann danke ich, weil er bis zuletzt skeptisch blieb, ob das Konzept des Buches tatsächlich

aufgeht. Rahel Jaeggis Kreuzberger Überheblichkeit half mir, den Prenzlauer Berg zu relativieren. Vielleicht macht sie ja einmal ein ähnliches Buch wie dieses mit Geschichten aus ihrer frühen Jugend. Conni Jentzsch hat mir viele Dinge berichtet, die ich vorher nicht wußte oder mit anderen Augen sah. Dank schulde ich natürlich auch all jenen, die Annetts und Barbaras Fragen beantwortet und bis zuletzt die Texte nicht zurückgezogen haben, obwohl uns allen klar ist, daß es keineswegs einfach ist, seine Subjektivität und manchmal auch seine früheren Irrungen und Wirrungen dem Mikrofon und, schlimmer, wildfremden Lesern anzuvertrauen. Manche der Interviewten taten sich schwer, ihre Geschichten jetzt im Kontext der Geschichte sowie auf Papier wiederzufinden. Ihre Furcht vor der Beurteilung von Menschen, die die Fakten erfahren, ohne sie zu begreifen, und womöglich darüber urteilen, kann ich gut nachvollziehen, auch wenn ich denke, daß es richtig und wichtig ist, diese Furcht vor anderen schlicht zu ignorieren. – Zwischen den Gesprächen und deren redaktioneller Bearbeitung stand das mühevollt Abtippen zahlloser Bänder: Dank an Brigitte Gröschner, Doris Kramer, Frau Lienicke und Elke Lugert. – Daß ich schließlich Annett und Barbara danke, versteht sich von selbst. Niemand hätte dieses Buch besser machen können als sie. Ich widme es meinen beiden Kindern Lukas und Elisabeth sowie dem Sohn von Annett, Friedrich, damit sie, wenn es sie doch einmal interessieren sollte, nachlesen können, wie das früher hier so ungefähr war.

Frank Böttcher
(Verleger)

Prenzlauer Berg im September 1999